

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingehende Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Verleger: Dr. Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Hoffe in Berlin.

Ein deutsch-amerikanischer Handelsvertrag.

(Von unserem Korrespondenten.)

NEW-YORK, im Februar.

Die Reform des amerikanischen Zolltarifs im vergangenen Jahre mag nicht alle Erwartungen erfüllt und alle Wünsche befriedigt haben, die Schutzollmannern der Union hind, auch nachdem ihre Forderungen wurden, noch immer reichlich hoch genug, aber trotzdem läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die demokratische Zollreform einen Wendepunkt der amerikanischen Zollpolitik bedeutet und daß sie wenigstens in der Ermächtigung des Kongresses einen Wendepunkt der amerikanischen Handelspolitik überhaupt berechtigt. Dem aufstrebenden amerikanischen Handel verperrten die von einigen wohlorganisierten Interessen errichteten Zollwälle den Ausblick auf den Weltmarkt. Handel ist Austausch, nicht Anschlag fremder Erzeugnisse; will man selbst exportieren, so darf man nicht andere Länder daran hindern das nämliche zu tun, sondern man muß sich mit ihnen vergleichen und verständigen. So geht notwendigerweise Hand in Hand mit der Tarifreform die Reform der handelspolitischen Beziehungen mit anderen Völkern.

In dem neuen Tarifgesetz der Union findet sich die Erkenntnis dieser Notwendigkeit bereits durch die Bestimmung angedeutet, welche den Präsidenten — vorbehaltlich der Zustimmung des Kongresses — ermächtigt, Handelsvereinbarungen, sogenannte trade agreements, mit anderen Völkern abzuschließen. Doch damit freilich Handelsverträge in europäischen Sinne gemeint sein müßten, wird man freilich nicht ohne weiteres behaupten dürfen. In erster Linie scheint vielmehr den Urhebern dieser Bestimmung der Wunsch vorzuleuchten, die Beziehungen zwischen der Union und solchen fremden Staaten vorzubereiten zu haben, deren Austauschbeziehungen durch das handelspolitische einfache Verhältnis „Austausch von Rohprodukten gegen Fabrikate“ charakterisiert werden. Dieses Verhältnis trifft im wesentlichen auf die Handelsbeziehungen zwischen der Union einerseits und Kanada, Südamerika und Rußland andererseits zu. Infolgedessen nimmt es denn auch nicht wunder, daß die Frage von Handelsvereinbarungen mit südamerikanischen Staaten über eines handelsamerikanischen Handelsvertrags oder die der Wiederherstellung des Vertrags mit Rußland höher in den Vereinigten Staaten im allgemeinen im Vordergrund der Förderung standen, während man der formalen Seite der wirtschaftlichen Beziehungen zu den europäischen Handelsstaaten nicht die gleiche Beachtung schenkte.

Denn in den Austauschbeziehungen zwischen der Union und den großen europäischen Handelsstaaten waltete bisher wenigstens eher das umgekehrte Verhältnis vor. Hier sind es die Vereinigten Staaten, die vorwiegend die Rohprodukte liefern, während ihnen Fabrikate im Austausch angeboten werden. Im Bewußtsein dieser Tatsache hat man sich bisher in der Union vielfach auf den Standpunkt gestellt, daß jene europäischen Staaten zwar der amerikanischen Rohprodukte bedürften, während dagegen die Vereinigten Staaten sich hinsichtlich der europäischen Fabrikate nicht in der gleichen Notwendigkeit befinden. Inzwischen sollte nicht übersehen werden, daß sich schon heute ein Wandel in diesem Austausch-

verhältnis andeutet. Mehr und mehr scheinen sich die Handelsbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Handelsstaaten zu einem gegenseitigen Austausch von Fabrikaten zu entwickeln, und damit muß sich auch gerade auf amerikanischer Seite eine Veränderung in der Auffassung der formalen Seite dieser Handelsbeziehungen anbahnen. Dies um so mehr, als sich wohl kaum alle die weitgehenden Hoffnungen erfüllen dürften, die heute von einigen allzu unacten Amerikanern hinsichtlich der Möglichkeiten der amerikanischen Ausfuhr nach Europa gehegt werden. Es wurde beispielsweise kürzlich in einer New-Yorker Zeitschrift in einem Artikel, betitelt: „Unsere Fremdenlegion“ ausgeführt, daß sich auf dem deutschen Markt durch die Verwendung deutscher Reserveoffiziere als amerikanische Vertreter ungeachtet der Erfolge für den amerikanischen Handel erzielen ließen!

Indessen werden solche Gedankenflüge amerikanischer smartness doch nicht von der gesamten Handelswelt der Union geteilt. Wie in Deutschland selber, so weiß man auch hier sehr wohl den Wert einer größeren Stabilisierung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen einschätzen. Was jedoch amerikanischerseits fehlt, das war eine befriedigende Organisierung der in einem deutsch-amerikanischen Handelsvertrag interessierten Kreise. Diese Organisierung ist nunmehr durch die vor kurzem erfolgte Gründung einer deutsch-amerikanischen Handelskommission in New York auf dem besten Wege und mit ihr ist zugleich die Möglichkeit einer nachdrücklicheren Auffassung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten über die Bedeutung einer besseren handelspolitischen Verständigung zwischen den Völkern angebahnt. Daß diese Auffassungsgarbeit guten Boden vorfinden wird, das zeigt das große Interesse — nicht nur deutsch-amerikanischer Kreise — in den Vereinigten Staaten für alle Bemühungen, die sich nach wie vor eine der wirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands entsprechende Beteiligung an der Weltausstellung in San Francisco zum Zweck haben.

All das zeigt, daß die Verwirklichung der in Deutschland so vielfach geäußerten Wünsche einer befriedigenden handelspolitischen Verständigung zwischen Deutschland und der Union weniger ein Problem eines künftigen handelspolitischen Verständnisses als lediglich eine Frage der Zeit ist, welche auch in den Vereinigten Staaten heranzüchtigt wird, um das schlussamendende Deutsch-amerikanische Handelsvertrags zu werden. Als im Jahre 1860 jener denkwürdige Handelsvertrag zwischen England und Frankreich abgeschlossen wurde, der so viel für die Anbahnung einer liberaleren Handelspolitik in Europa bedeutete, wies Napoleon III. darauf hin, wie leicht es sei, die Hochschulpflüger zu organisieren und wie schwer dagegen sich die Interessen des großen Publikums zu entfalten ließen. Nachdem sich diese Worte später immer wieder in seinen Worten wiederholt und auf die heutigen handelspolitischen Meinungsstreitigkeiten treffen sie kaum weniger zu. Immerhin aber zeigen sich die Zeichen besserer Hoffnung. Zunächst haben die amerikanischen Hochschulpflüger im vergangenen Jahre eine doppelte Niederlage erlitten, eine materielle durch die Tarifreform und eine moralische durch die Hochstellung ihrer Maschinen zur Aufrechterhaltung der Hochschulpflüger. Und nun beginnen sich auch in der Union die Freunde engeren handelspolitischen Verständigung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu organisieren. Damit haben sich die Chancen eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrags ganz erheblich gebessert. Was ein solcher Vertrag für Deutschland und die Union bedeuten wird,

liegt auf der Hand, was er auch für die gesamte Weltmarktpolitik bedeuten kann, das läßt sich einigermaßen der Bedeutung entnehmen, die einst der englisch-französische Vertrag für die europäische Handelspolitik gehabt hat.

Dr. Friedrich Glaser.

Die rote Best im Lande der Miriditen.

Preis Bibbods Kampf gegen die Blutrache.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

SANTI CARAVATA, 9./14. Februar.

Als ich im vorigen Jahre nach dem mährischen Vorkriegs mit dem Fürsten der Miriditen in Triest in dem prächtig beleuchteten Hotel Palace zusammenfas, sagte mir der Fürst: „Alto, magst du immer künftiger Herrscher Albanens sein, ich werde dir sein der an den Thron des Thrones das höchste Geschenk niederlegen wird.“

„Und in was soll dieses Geschenk bestehen?“ fragte ich den Fürsten. „In der Bestie“ der Blutrache, in der Verlöbting der Todfeinde!“ antwortete der Fürst.

Da ich nun dieses schreckliche Evangelium der Albaner seit Jahreszeiten kenne, so loh ich den Fürsten fragend an: „Ja, ja!“ sagte Bibboda. „Ich werde unter meinen Miriditen — um jeden Preis — Frieden machen.“

„Um jeden Preis“ heißt in Albanien soviel, als die Blutrache mit Todestrafen fähigen, zugleich aber selbst in die Blutrache hineinfallen.

Und der spätere Fürst hat getreulich Wort gehalten. Er kümmert sich nicht um Wärdern, er kümmert sich nicht darum, ob ihm der König der Serbener in den Reichen der Krone einen Platz anbieten wird oder nicht; er wolle nur auf den gefährlichen Wärdern zur Ausrottung der Blutrache als der erste Schritt gelten, und das ist ihm gelungen!

Die Blutrache steht den Albanern über seiner Religion. Der Tapferkeit und der Ehre dieses Volkes, diese zwei merkwürdigen Naturgaben, sind einem Europäer nur schwer verständlich. In nichts kam ein Albaner seine empörte Seele beruhigen als mit Blut. Er wirft sein Leben für ein Nichts weg, ebenso wie eine „echte“ Kriegerin. Die „Blutrache“ kam geradezu auf ein „Nichts“ zurückzuführen sein, auch auf einfache Antipathien. In der Stomme Kriegerin schloß ein Albaner den anderen wegen einer verhängnisvollen Sache nieder, und im Augenblick lagen sieben andere Männer tot am Boden. In Nordalbanien ist die Blutrache mit Geld abzulösen, das Leben eines Mannes wird mit 2000 Wärdern, das eines Weibes mit 1500 verachtet. In der Tapferkeit kam man aber die Blutrache um, gar keinen Preis saufen. Dort schlachteten sich die Albaner bis zur dritten Generation ab. Ebenso in der Sabotage. Dort blieb von zwei feindlichen Familien, die einhundertfünfzig Mann zählte, in vier Jahren nur ein Kind von acht Jahren zurück. Es ist geradezu empörend zu sehen, wie ganze Dörfer und Stämme wegen der Blutrache zugrunde gehen, an der Vertrieben kommen und verhungern. Ich habe in Nordalbanien Dörfer gesehen von denen so bis 50 Häusern, von 100 Häusern die Männer geradezu in Gefangenschaft lebten und seit acht und zehn Jahren ihr Haus, respektive ihre Vertriebenheit nur mit Schießscharten versehenen Autos nicht verlassen haben, die Jahr aus Jahr ein samt der Familie mit dem Hungerkämpfer kämpfen. Die Männer trauen sich nicht zur Feldarbeit zu gehen, um nicht erschossen zu werden — sie gelten dann als „verhört“, da sie nicht vor dem Tode fürchten. Nun müssen alle Feldarbeiten die Weiber aus-

Schwindler.

von Hermann Bahr. (Nachdruck verboten.)

Seize, die seit zwanzig Jahren meinem Kreis über Noler verfahren, sind jetzt auf einmal wieder auf mich, weil ich auch den Ex-pressionismus zu verstehen trauchte, aber das soll ich nicht dürfen! Es ist sehr komisch, wenn auch von einer etwas verlassenen Komik, die dabei mit genau denselben Argumenten hantieren zu sehen, die vor zwanzig Jahren, als sie noch jung waren, von den Alten gegen sie gebraucht wurden. Sie bemerken nicht, daß nun die Alten sind, daß über sie noch jung werden, wenigstens darin, daß ich sie doch immer nicht glauben kann, die Welt müßte plötzlich still stehen.

Es ist fonderbar, daß jeder Geschichtsbuch sich auf sich selbst stellen lassen will, bloß bis zu seiner Geburt darf sie dauern. Sie scheint vom Anfang an nur den Zweck gehabt zu haben, ihn herabzusetzen, ist aber dieser Zweck erreicht, dann soll sie aufhören. Daß sie noch weiter will, ja gar über ihn hinaus, findet er unverständlich. Und da streiten wir nun, wer von uns eigentlich der Verräter ist. Ich beschuldige sie, ihrer Jugend untreu geworden zu sein; die hat fast ihren eigenen Ausdrucks verlangt, und so verlangt jetzt eine neue Zeit wieder den ihren. Und sie beschuldigen mich, den Widerstand des Impressionismus anzuführen, für den ich aber noch war. Aber ich bin noch immer für ihn. Seine Kunst gilt mir heute noch für den höchsten Ausdruck, den sich der Geist meiner Generation erschaffen hat. Sie für die Vollendung aller künstlerischen Kunst gilt sie mir. Was darin unter-schieden wir uns, daß ich mit nicht denken kann, meine Generation sei die letzte der Menschheit. Wenn aber nach ihr noch eine kommt, so muß diese wieder anders sein. Solange die Menschheit nicht ausstirbt, erweist sie sich, und sein Sohn wird sich je beim Werke des Vaters beruhigen. Der Freitrag hat ein anderes Verbum als der Donnerstag, sagt Lagarde. Das müßten auch wir uns damals von den Alten erst erlösen. Erinnert ihr euch denn gar nicht mehr? Und jetzt kommt eine neue Jugend und fordert wieder dasselbe Recht auf ihr eigenes Verbum. Ihr aber wollt, ganz wie damals, daß es immer Donnerstag bleiben soll. Jede Generation, schließlich, will ihren eigenen Willen durchsetzen. Und so steht ihr jetzt ebenso vor der Jugend wie damals das Alter vor euch und bringt lieber wieder eben die nämlichen Dummheiten gegen sie vor, die auch damals an den Alten zu eroischen. Keine sich! Segor, wenn ihr schließlich gar nichts anderes mehr wißt, die läppische Verleumdung nicht, es sei den Jungen ja nicht „reife“, sondern bloß

darum zu tun, aufzufallen um jeden Preis, den Bürger zu verblüffen, Vergessen zu geben, sie seien nicht einmal Karren, sie seien Schwindler!

Es gibt in der Kunst stets auch Schwindler. Vielleicht mehr als Künstler. Aber den Begriff weit genug und die Forderung der Gehalt ihrer Kreise nimmt, kann mit einem gewissen Scherz von Recht auch Paratiele einen Schwindler zu nennen wagen, und wenn man ihn etwa an der Jernherde Boticellis oder Greco's mißt, auch Rafael. Ja, der richtige Puritaner der Kunst könnte finden, daß, wer überhaupt Jünger's andert, immer schon bis zu einem gewissen Grade „Schwindeln“ muß. Und so wird das wohl auch unter Impressionisten ja zwischen vorgekommen sein. Keine Schule, keine Richtung ist davon sicher, in allen wird geschwindelt, aus Eitelkeit, aus Bequemlichkeit, aus Prahlerei, aus Ekel, aus sich auch einer Art Schandensünde. Ich weiß nicht einmal, ob überhaupt irgendein Künstler jemals ganz davon sicher war. Reiner ist immer in der Fülle. Den erhabenen Stunden folgen Ermüdtungen, Verlegungen. Die schaffende Kraft tröpelt dann nach, da hilft er sich denn ein bisschen nach. Es ist auch gar nicht ausgemacht, daß er nicht recht hat, ein bißchen nachzugeben, ein bißchen zu schwindeln. Gerade hat sie geschwindelt, fast wie denn? „Ich weiß nicht, ich er es eben bloß tröpfeln, unweiblich. Es wäre zu wünschen, aber vielleicht gar nicht falsch, wenn er sich ein bißchen geschwindelt hätte. Es wäre für das Werk gewiß oft besser gewesen. Und man muß schon etwas, um sein eigenes Werk so gering achten zu dürfen, daß einem wichtiger ist, nur sich selber stets ganz rein zu halten, den mittleren und gar den kleinen Künstlern geht das Werk vor, um feinwilligen fälligen sie sich und machen mehr aus sich, als sie sind, oder doch mehr, als sie gerade jetzt sind, mehr, als ihnen der Augenblick gibt. Das je länger man darüber nachdenkt, was dem eigentlich in der Kunstschwindeln heißt, je strenger man die Frage nach der Genüme des Künstlers stellt, desto problematischer wird alles.“

Zunächst ist es einmal gewiß, daß höchstens der Künstler selber sagen kann, ob er geschwindelt hat und wo. Auch der Künstler selbst wird es nicht immer sagen können. Und wenn er es sagen kann, ist es unwichtig, denn wenn es ihm nur erst einmal bewußt wird, daß er geschwindelt, leidet er so viel weniger daran, als wenn er unbewußt geschwindelt. Sehr oft aber steht wie geschwindelt aus, was vielmehr willkürlich ist, und zwar eine Willkür, die aus innerem Überdruß. Keine Künstler haben es selten nötig, aber man die Fülle der inneren Forderungen überdruß. Der Kunst, nur ja nicht ... erlernen, vor lauter Empfindung bis ... erheit helfen und es nicht dann als

Glückseligkeit, was Flucht ist. Flucht vor dem zu reichen Segen; es wirkt als Unfähigkeit, was gerade die richtige Genüme ist, die sich nicht, aber auch gar nicht glücklich werden will. Das kann kaum der Künstler selbst seinem eigenen Werke ansehen. Wie will es erst ein anderer, von außen? Jedoch die Frage geht noch tiefer; es muß nämlich erst auch noch untersucht werden, ob wir nicht überhaupt, was das Kunstwerk betrifft, die Genüme des Künstlers überschätzen. Der andächtige Künstler ist uns wert, er verdient es auch menslich. Dürren wir aber deshalb auch das Werk nach der Andacht seines Künstlers bewerten? Es gibt nichts Andächtigeres als Damschul, wie Dichtern sie nach in kleinen Städten pflegen. Verlassen wird da mit Tränen in den Augen geliebt. Der Virtuose, der in der ganzen Stadt konzertiert, meint höchstens über die Konfuzius. Jene haben gewiß die reiner Genüme, aber dieser hat die Beherrschung im Halle fester bleibt, und Schauspieler, deren aber die Beherrschung im Felder der Kunst unter betonen ertracht, sich dann unter, ihren Partner oben, gar wenn es einer von den Weiblichen ist, mit Wärdern aus dem Terg zu bringen. Ich möchte wieder, Siebermann hat sein ganzes Leben lang nach nichts von der Gräßlichkeit geliebt, mit der irgendein ungeschicktes Pöbel Blumen für die Großmama, die bange Braut ein Riffen. „Nur ein Viertelstündchen“, für den Geliebten steht.

Aber ist nun der Höhe der Weiblichen beweinende Dilettant oder der Virtuose, der dabei schon an die Verbindung mit dem Eigentum denkt, der Weibliche oder der Wärdern, die Braut oder Siebermann? Was ist überhaupt „echt“? Und wann hat der Künstler echt zu sein? Im frühbarren Augenblick des ersten Einfalls oder in den langen Stunden der Ausübung? Aber wo hört denn der Einfall auf, wann wird er zur Ausübung, und muß die Ausübung nicht immer wieder von neuem zum Einfall werden? Wir sind immer schon miträuber, wenn ein Künstler mit einem anderen Anlaß bis schafft. Aber Goethe, der Dichter der Gelegenheiten —? Es widerspricht uns, daß ein Künstler auf Bestellung schafft. Aber Rastak und Mühlengalen, Greco's und Velasquez, Rubens und van Dyck haben alles auf Bestellung „geschaffen“. Mit der Echtheit wird heute eine schreckliche Verlegenheit getrieben. Wir sind so schon so weit, es dem Künstler zu verdenken, wenn er sich überhaupt etwas vornimmt. Ganz unbedeutend wollen wir ihn, nachkommen, von Gehalten überfallen, nur den Rastakfünftler, den Traumfünftler, den Wärdernfünftler wollen wir! Aber der Wärdern, Wärdern und Traumfünftler Wagner, in so vielen

